

Gibt es auch in Zukunft noch Ordensleben im deutschsprachigen Raum?

Mit dieser provozierenden Frage habe ich vor allem die sozial-karitativen und apostolischen Ordensgemeinschaften im Blick. Ein benediktinisch oder kontemplativ ausgerichtetes Ordensleben scheint es nach der Statistik auch in Zukunft zu geben, während es für sehr viele jener Gemeinschaften düster aussieht. Da sie bis heute die bei weitem größte Zahl der Ordensleute stellen, ist die Frage in dieser Formulierung erlaubt.

Doch kommen Überlegungen zu ihrer Beantwortung, die ich hier vorlege und die sich damit beschäftigen, wie „Kerne“ apostolischen und karitativen Ordenslebens auch in Zukunft möglich sein könnten, für etliche Gemeinschaften nicht zu spät? Sind sie nicht utopisch? Sind sie überflüssig, weil ein Gott, der „aus diesen Steinen Kinder Abrahams machen“ kann (Mt 3,9), auch in unserem Raum ein gottgeweihtes Leben erwecken kann? – und dies sich ja auch vielerorts ereignet in neuen geistlichen Gemeinschaften, in religiösen Wohngemeinschaften von Laien, Männern und Frauen, jenseits, aber auch in bestehenden Orden. Oder sind solche Überlegungen sogar kontraproduktiv, weil das bestehende Ordensleben mit seinen erstarrten Strukturen und Kulturen erst untergehen muss, bis die Faszination dieser Lebensform wieder neu aufleuchtet und Menschen anziehen kann?

Wie immer man denkt: dies ist keine akademische Frage ohne Praxisrelevanz: Es gibt ja die jungen Ordensleute, wenn auch nicht in früherer Zahlenstärke.¹ Sie stehen vor der Aufgabe, heute eine Gestalt ihres Lebens von morgen zu suchen und zu entwickeln. Es gibt zuständige Oberinnen und Obere, die dafür

in der Pflicht stehen. Und es gibt, hoffentlich, eine Menge Ordensleute, denen diese Fragen nicht gleichgültig sind.

Status quo in Stichworten

- ◇ VOD: 30.000 Ordensfrauen, 3.000 (!) unter 55 Jahren, ca. 20.000 über 65 Jahren. Bei VDO und VOB sind von den ca. 5.700 Ordensmännern etwa 2.800 über 65 Jahre alt, für die Anzahl der unter 55jährigen liegen keine Zahlen vor: es werden vielleicht 1.000 sein. Das bedeutet, dass von den insgesamt 35.700 Ordensleuten in Deutschland etwa 4.000 unter 55 sind, 8.900 zwischen 56 und 65 und 22.800 über 65 Jahre alt sind (Statistiken vom 01.01.02). Ähnliche, eher ungünstigere, Altersverhältnisse bei kleineren absoluten Zahlen liegen aus Österreich und der Schweiz vor. Grob gesprochen ist das Verhältnis von „Jungen“² zu „Alten“ 1:9.
- ◇ Es ist davon auszugehen, dass in der Regel die „Jungen“ mit den „Alten“ zusammen in einer Kommunität, Konvent, Kloster leben.³ Bestünde eine solche Normalniederlassung aus 18 Personen, wären demnach 2 unter 55, 4 zwischen 56 und 65 und 12 über 65 Jahre alt. In diesem Konvent hat natürlich die starke Gruppe der über 65jährigen, die 2/3 der Kommunität ausmachen, das „Sagen“, selbst wenn die Funktionsträger jüngere Ordensleute sind: nolens volens bestimmt die Gruppe der über 65jährigen den Stil, der den Dialog mit der umgebenden Kultur und ihren Herausforderungen zwangsläufig



mehr oder weniger verliert oder schon verloren hat. So „vergreisen“ mental auch die „Jungen“, bevor das Alter sie dazu berechtigte

- ◇ Arbeitsmäßig ist die Zeit der großen Organisationen in Erziehung, Bildung, Gesundheit usw., die von Ordensgemeinschaften getragen, geleitet und geprägt wurden, mehr oder weniger vorbei. Es ist eher der Einzelfall, wenn eine Gemeinschaft noch das ein oder andere solche Werk durchtragen kann. Viel öfter strebt man deren Abwicklung an oder ist bereits dabei, sie durchzuziehen: ein anderer Träger, möglicherweise Abzug der ordenseigenen Kräfte, vielleicht auch Weiterbeschäftigung einer sehr geringen Zahl, aber nun in abhängiger Lohnarbeit nach den staatlich und betrieblich geregelten Bedingungen. Vom Verbleib der Ordensleute hängen Existenz und Gestalt des Werkes in der Regel nicht mehr ab.
- ◇ Die finanziellen Spielräume werden enger, da die Einnahmequellen und die Anzahl der Verdienner sinken, die Kosten für die Versorgung der alten, insbesondere pflegebedürftigen Mitbrüder und -schwestern jedoch steigen. Man hat Immobilien, die man erhalten muss, mit denen man aber nichts verdienen kann. Vielfach ist es schwer, ja oft unmöglich, einen Käufer oder auch nur eine Nutzung für sie zu finden.

Was auf die Leitungen zukommt

- ◇ Eine große und sehr schmerzliche Herausforderung ist die Frage nach der Zukunft der eigenen Werke. Die ohnehin schwierigen Sachentscheidungen in diesem Bereich werden noch dadurch erschwert, dass sie mit vielen emotionalen Bindungen einhergehen: der Schwierigkeit, das eigene Lebenswerk loszulassen („Mein Krankenhaus, für das ich ein Le-

ben lang da war – Tag und Nacht!“), der Frage der Ordensidentität (gegründet für Krankenpflege; Erziehung usw.) und natürlich dem Phänomen des Veränderungswiderstands, den man jedem Wandel immer entgegenstellt: allen Bekenntnissen zum Trotz, dass man etwas verändern müsse, es so wie bisher nicht mehr weitergehen könne, hätte man eigentlich gerne, dass alles beim Alten bliebe. Auch wenn dieses Alte Mängel aufweist: man hat gelernt, sich damit zu arrangieren. Man kommt zurecht, kennt sich aus, weiß, was man hat. Genau diese Sicherheit verliert man bei Veränderungen und ist zunächst einmal mit seinen Ängsten konfrontiert.

- ◇ Ordensintern muss nicht nur Vorsorge getroffen werden für den „Berg“ alter und pflegebedürftiger Mitbrüder und -schwestern; auch der „normale“ Schrumpfungsprozess der Normalniederlassung geht weiter. Wer hat schon Erfahrung damit, wie solche Schrumpfungsprozesse zu managen sind? Auf- und ausbauen hat man gelernt! Mitbrüder und -schwestern können vor Ort nicht mehr genügend betreut, gepflegt werden. Sie müssen umziehen in eine Niederlassung, die dafür besser geeignet ist. Jeder weiß, wie viel Kraft solche Umsetzungen nicht nur bei den Betroffenen selbst, sondern auch bei den Funktionsträgern (Obere, Ministri...) und bei denen erfordern, die den Betroffenen dabei begleiten. Er muss seine gewohnte Welt aufgeben. Aber auch für die Lebensfähigkeit der Zurückbleibenden können sich Fragen ergeben: Ist noch ein Miteinanderleben möglich? Können die notwendigen Funktionen von den weniger Ordensleuten aufrechterhalten werden? Was geschieht mit den Angestellten? Sind sie noch bezahlbar? Ist der Konvent noch wirtschaftlich zu führen? Wie klappt dann die Haushaltsführung? Niederlassungen werden zu groß für die paar Ordensmitglieder, die noch darin leben. Irgendwann kann man sich ihren Unterhalt nicht mehr leisten. Die Konsequenz ist, dass auch der



Rest umgesetzt werden muss, mit all den Aufwänden, die das bedeutet. Für die Berufstätigen muss man entsprechende Stellen finden, für die Senioren und Seniorinnen Dienste, die sie noch tun und mit denen sie sich nützlich machen können. Umgesetzt wird in der Regel eben wieder in Niederlassungen, in denen das Verhältnis von „Jungen“ zu „Alten“ 1:9 ist.

- ◇ Hinzu kommen für Gemeinschaften, die mehr als eine Provinz haben, die Fragen des Zueinanders der Provinzen: Zusammenlegen von Provinzen, um Synergieeffekte z.B. in Verwaltung und Planung zu bekommen – was aber die Kräfte der Leitungen erheblich bindet, da man mit ähnlichen Schwierigkeiten fertig werden muss, die Fusionen draußen so oft scheitern lassen? Provinzen, die man in der Dritten Welt hat, die meistens aus jungen Leuten bestehen, in die Unabhängigkeit entlassen, ja ihnen sogar die Verantwortung für die gesamte Gemeinschaft zumuten, wo sie bisher am Tropf der früher starken deutschen Provinzen hingen und (noch) nicht (genügend) darauf vorbereitet sind, solche Verantwortungen zu übernehmen?
- ◇ Mit diesem Übermaß an Herausforderungen, Veränderungen zu gestalten, werden Leitende konfrontiert, die eben aufgrund ihres Alters weder die physischen und psychischen Kräfte, noch das Know-how haben, solche Übergänge mutig und entschlossen zu gestalten. Und all dies findet statt in überalterten Organisationen, denen nichts lieber wäre, als dass alles bliebe, wie es immer war. In dieser überforderungsträchtigen Situation ist die Gefahr groß, den Notwendigkeiten hinterher zu rennen: Veränderungen lassen sich am besten durchsetzen, wenn man sie als „Sachzwänge“ verkaufen kann. Das geht aber nur, wenn der Zug schon so deutlich am Abfahren ist, dass es nur noch um „Aufspringen“ geht. Damit bleibt es aber beim reinen Reagieren, zu neuen Würfeln kommt es nicht mehr.

Eine verborgene Entscheidung

Die aufgezählten Aufgabenstellungen lassen sich unter einem Überbegriff subsumieren: Abwicklung des Bestehenden. Was ich geschildert habe, beschreibt wesentliche Aufgaben, die mit diesem Prozess gegeben sind. Wickelt man aber „lediglich“ ab, gestaltet man „nur“ den oben beschriebenen „Auszug“ der Alten aus der Normalniederlassung in Betreuung, Alten-, Pflegeheim und Friedhof, versetzt die „Jungen“ immer wieder in die nächste Normalniederlassung, die die bislang praktizierte Struktur und Kultur des Miteinanderlebens und -arbeitens und das bisherige praktische Selbstverständnis von Ordensleben aufrechterhält, dann wird diese Entwicklung folgende Konsequenzen haben:

1. Die Schere zwischen „Binnenkultur“ der Konvente und Kultur der umgebenden Gesellschaft wird sich weiter öffnen, weil sich die Normalniederlassungen nicht entwickeln können. Das macht solche Niederlassungen weniger attraktiv für die „jungen“ Leute draußen (und drinnen), die nach Gott suchen, sich für ein Ordensleben interessieren. Damit nimmt man ihnen Modelle, die sie anregen, oder auch Kristallisationspunkte, an die sie sich anlagern könnten – bis hin zu einem Eintritt. Schon lange hört man die Klagen der in der Berufungspastoral Tätigen über ihre Not, in welche Gemeinschaft man denn überhaupt am Ordensleben interessierte Leute schicken könne, damit diese nicht gleich durch den „Kulturschock“ von ihrem Vorhaben abgeschreckt werden. Die inzwischen älter gewordenen „Jungen“ werden zu früh vergreisen, nachdem sie zu lange das Leben ihrer Eltern- und Großelterngenerationen geführt und sich daran angepasst haben. Sie werden resignieren, die Zeit für Visionen wird vorbei sein, die Kraft für ihre Verwirklichung nicht mehr vorhanden. Man wird sich damit trösten, dass man in seinem Leben viel Gutes tun konnte, eine sinnvolle und be-



friedigende Berufsarbeit hat leisten können – und sein Dasein still zu Ende bringen.

- Schließlich und endlich werden die (früheren) „Jungen“ nach getanem Auszug der „Alten“ vereinzelt dastehen, so vereinzelt, wie sie gekommen sind. Es hat ja kaum mehr so etwas wie nennenswerte Jahrgänge gegeben, die als solche eine längere Ausbildung gemeinsam durchlaufen hätten und dabei zu einer Gruppe zusammengewachsen wären. Sie kamen vereinzelt, und aufgrund ihrer sehr unterschiedlichen Vorgeschichten und Ausbildungen wurden sie schnell auf unterschiedliche Orte aufgeteilt, je nach ihren Aufgaben und Ausbildungserfordernissen. Infolgedessen haben sie wenig Kontakt und Berührungspunkte miteinander, selbst wenn sie sich gelegentlich treffen. Hinzu kommt erschwerend, dass in der von den „Alten“ dominierten Kultur die „Jungen“ sich nach den „Alten“ ausrichten, da diese ja die Bestimmenden sind, an denen man sich orientiert. Die andere Möglichkeit der Nischenbildung erfolgt mangels junger Gleichgesinnter im Konvent weitgehend draußen, im Bereich der Arbeit. Wieso sollten die vereinzelt früheren „Jungen“ dann als alte Männer und Frauen etwas zusammen machen, wo sie das ein Leben lang nicht getan haben? So werden sie ihr Leben z.B. in einem Appartement, z.B. als Verwalterin eines weitgehend leerstehenden Mutterhauses alleine zu Ende bringen.

Wer also sich heute ganz vom Abwickeln absorbieren lässt, darf sich nicht wundern, wenn dann in der Tat das Ordensleben in Deutschland weitgehend abgewickelt sein wird. Mein Anliegen ist es, genau darauf aufmerksam zu machen, dass man unter dem Druck der konkret anstehenden Probleme, die ich oben beschrieben habe, und in der Routine eines beanspruchenden Alltags nicht die Aufgabe der Gestaltung eines zukunftsfähigen Ordenslebens aus den Augen verliert.

Es kann doch nicht nur um die letzte Wegstrecke der „Alten“ gehen, es muss auch um die nächste Wegstrecke der „Jungen“ gehen. Es liegt hier tatsächlich eine Entscheidungssituation vor, für die es nach dem Willen Gottes zu fragen gilt: nämlich die Frage, ob parallel zum Auszug der „Alten“ auch ein Auszug der „Jungen“ zu gestalten ist, damit es auch morgen noch Zellen apostolischen und sozial-karitativen Ordenslebens bei uns geben kann. Bei diesem Auszug der „Jungen“ geht es nicht einfach um die Gründung von Wohngemeinschaften „Junger“, bei denen die Chemie stimmt – so wichtig das sein mag –, sondern um den Auftrag, eine Vision des eigenen Ordenscharismas zu entwerfen, Ziele zu entwickeln, wie diese Vision umgesetzt werden kann, und nach Wegen zu suchen, dies zu verwirklichen.

Bedenken, wie man sie häufiger hört

„Wir haben keine ‘Jungen’!“

Nichts geht mehr, wenn es tatsächlich keine „Jungen“ gibt. Dabei ist zu beachten, dass ja mit „jung“ weder strikt („alle unter 45!“) noch primär („keiner über 55!“) eine Altersangabe gemeint ist: die besten Erfahrungen machen Gruppen, in denen Angehörige aller Generationen vertreten sind, doch so, dass keine zahlenmäßig die anderen dominiert.

„Die ‘Jungen’, die wir haben, sind nicht belastbar, kränklich, unselbständig, keine Führungspersönlichkeiten und können es nicht miteinander.“

Dieses Urteil ist insofern überraschend, als in den letzten 10-15 Jahren das Bewusstsein gewachsen ist, dass man nicht jede und jeden aufnehmen kann, der/die an der Tür der Gemeinschaft anklopft. Wo mehr und mehr ausgewählt wurde, auf die Qualität des Nachwuchses mehr geschaut wurde als früher, dort sollte das obige Urteil doch nur in Einzelfällen zutreffen, auch wenn die Anzahl de-



rer, aus denen man auswählen konnte, nicht eben groß war.

Zur Erklärung des oben beschriebenen Syndroms möchte ich eine Dynamik knapp entwickeln, die es im Zusammenleben von „Jungen“ und „Alten“ in der Normalniederlassung gibt, und die mit dem Generationenkonflikt unter der Bedingung der herrschenden Altersstruktur zu tun hat. Die „Jungen“ treten in eine Binnenkultur ein, die von der Generation ihrer Eltern (und Großeltern) bestimmt ist. In dieses Milieu müssen sie sich einpassen, da sie ja das Ordensleben in dieser Gemeinschaft erlernen und einüben wollen. Ihre eigenen inneren Tendenzen, die auf Entwicklung eines eigenständigen, autonomen (erwachsenen) Lebens hinauslaufen, werden von beiden Seiten (eher) nicht gefördert: Für die „Alten“ der Gemeinschaft wären solche Tendenzen Störungen, unbequeme Anfragen, die aufgrund der Zahlen- und Statusverhältnisse nicht so nachdrücklich vorgebracht werden können, dass eine wirkliche Auseinandersetzung zwischen den Generationen stattfinden müsste. Hinzu kommt, dass die „Alten“ solche inneren Impulse, die sie selber sich zu verbieten gelernt haben, schwerlich nun den „Jungen“ gestatten können. Und die „Jungen“, die Ordensleben so verstehen lernen, wie es die Generation ihrer Eltern auffasst und vorlebt, blocken ihre emanzipatorischen Tendenzen schon im Vorfeld ab. Denn solche inneren Impulse zuzulassen und ernst zu nehmen birgt für sie das Risiko, die eigene Berufung in Frage zu stellen. Machen sie das öffentlich, stellen sie zugleich zur Disposition, ob sie denn überhaupt in die Gemeinschaft passen. Dies wiederum erschwert beiden Seiten einen angemessenen Umgang mit diesen Impulsen und insbesondere ihre Unterscheidung. Da die „Jungen“ sich aber bereits auf ihre Gemeinschaft eingelassen und vielfältige Bindungen aufgebaut haben, an diesem Leben hängen, gut versorgt (Wohnung, Essen, Arbeit, Urlaub, Zuwendung...) sind, ist es für sie naheliegend, sich dem Vorgebe-

nen anzupassen und zu verlernen, die schwierigen emanzipatorischen Tendenzen zu leben. Das Ergebnis ist die Infantilisierung der „Jungen“. Sie sind zu vergleichen mit jenen Söhnen und Töchtern, die „ewig“ in ihrem Elternhaus mit ihren Eltern leben, und dann lebensfremd, blass und energielos wirken. Da aber jeder (gesunde) Mensch sich entwickeln und zu größerer Freiheit reifen will, dies aber in der Unterwerfung unter die Elterngeneration nicht oder wenig möglich ist, zumal der Generationenkonflikt auch kaum thematisiert wird, entwickeln sich Auswege, deren beste wohl noch die Flucht in die Arbeit oder der Austritt sind: die versagte Erlaubnis zum eigenständigen Leben führt zu einer Lähmung und kann

- ◇ zur Flucht in die Krankheit werden (der/die Kranke wird deutlicher zum Kind, um das sich die Eltern kümmern müssen),
- ◇ zur Verweigerung („wenn ich schon nicht kann und darf, was ich gerne möchte, dann mache ich auch nicht bei dem mit, was ihr möchtet!“),
- ◇ zur latenten Selbst- und Fremdaggression im Verhalten („Seht nur zu, was für ein Scheusal der wird, der nach euren Regeln und Normen lebt!“).

Diese Dynamik ist sicherlich eine wesentliche Ursache für das obige Urteil über die Jungen. Das würde umgekehrt bedeuten: wenn man die „Jungen“ zu Auszug und Aufbau eines ihnen und ihrer Generation entsprechenden Ordenslebens herausfordert, haben sie die Chance, die Infantilisierung zu vermeiden bzw. zu überwinden und zu verantwortungsbewussten Persönlichkeiten mit Profil heranzureifen. Die dramatische Geschichte des Auszugs Israels aus dem Sklavenhaus (Unfreiheit!) Ägypten mit seinen vollen Fleischtöpfen (Übersversorgung!) durch die Wüste als Ort der Krisen, der Reifung, auch des Abfalls (selbstverständlich!), gibt ein realistisches Modell für den zu erwartenden Weg der „Jungen“.



„Unsere ‘Jungen’ wollen nicht ausziehen, ihnen gefällt es, mit ihren alten Mitbrüdern und -schwestern zu leben.“

Klar: die „Jungen“ müssen selber gehen. Man kann sie nicht tragen, aber man muss sie wohl ermuntern. Denn es ist ja nicht leicht, die „vollen Fleischtopfe“ zu verlassen, (vermeintliche) Sicherheiten einzubüßen, nun selber Verantwortung fürs eigene Leben zu übernehmen, Risiken einzugehen, Entscheidungen zu treffen, Fehler zu machen, in Sackgassen zu geraten, sie sich einzugestehen und umzukehren. Man wird sie dabei unterstützen müssen und ihnen doch die Verantwortung für ihr Ordensleben zumuten. Ich erinnere nochmals an den Auszug aus Ägypten: Werden alle Israeliten ausgezogen sein? Wohl nicht! Und vielleicht braucht es auch einen „kleinen Moses“, einen „kleinen Aaron“ dabei. Die „Jungen“ müssen ja nicht alleine für sich gehen. Die Gruppe kann lernen, so miteinander umzugehen, dass man sich gegenseitig stützt und stärkt, mal den einen, mal die andere, mal umgekehrt.

„Unsere ‘Alten’ werden die ‘Jungen’ nie gehen lassen!“

Grundsätzlich erinnert das Ganze an die Schwierigkeiten, die Eltern haben, ihre Kinder in ein eigenständiges Leben zu entlassen, ihre Enttäuschung, nicht in alles, was die Jungen machen, einbezogen zu sein, ihre Sorge, nicht mehr für sie da sein zu können und ihre Ängste, die Zuwendung und Lebendigkeit der Kinder einzubüßen. Die natürlichen Eltern von uns Ordensleuten, „Jungen“ wie „Alten“, haben dieses Loslassen ja schon einmal fertig bringen müssen, als sie uns in unsere Gemeinschaft eintreten ließen. Wollen die heutigen „alten“ Ordensmänner und -frauen hinter dieser Leistung ihrer Eltern zurückstehen? Und es sind nicht die leiblichen Kinder, die es loszulassen gilt. Gleichwohl geht es auch hier um einen Verzicht. Er beinhaltet auch, die Hoffnung aufzugeben, dass die Jungen das eigene Leben und Wirken bestätigen, indem sie es weiter-

führen, und dass man von ihnen im Alter betreut und gepflegt wird. Solange es gegenseitig heimliche Aggressionen bei den „Jungen“ und „Alten“ gibt, die daher rühren, sich gegenseitig etwas versagt zu haben, können solche Hoffnungen nur enttäuscht werden.⁴ Der Abschied von „Jungen“ und „Alten“ muss genommen werden, damit Interesse und Zuwendung füreinander überhaupt erst menschlich entstehen können. Nach dem im Zwischenmenschlichen geltenden Gesetz vom „Ausgleich von Geben und Nehmen“ wird irgendeine Art von aufeinander Zugehen in Freiheit auch stattfinden.

Darüber hinaus birgt dieser Abschied für die „Alten“ auch unmittelbar Entlastung und Chancen:

- ◇ Die Klärung, was die „Jungen“ wollen, würde Klarheit darüber schaffen, welche Positionen die Gemeinschaft halten und welche sie aufgeben wird. Die derzeitigen StelleninhaberInnen wüssten dann, woran sie sind, und könnten Wege aus ihrer Überlastung einschlagen.
- ◇ Das Anvertrauen des Charismas der Gemeinschaft an die „Jungen“, die ihren Weg finden werden, es heute zu leben, entlastet die „Alten“, ihr Modell aufrecht erhalten zu müssen, wo es über ihre Kräfte geht. Sie wären dann freier, sich den Herausforderungen ihres Altwerdens und -seins zu stellen, und dies als Ordensleute zu gestalten. Eingedenk ihrer Vergänglichkeit könnten sie etwas anderes finden als entweder bis zum Sterbebett zu schuften oder freigesetzt, sich als Konsument und Tourist zu betätigen: Sie könnten Vorbild sein im Angesicht des Todes.
- ◇ Die „Alten“, insbesondere die Amtsträger, können Verantwortung und Sorge abgeben, wenn sie sehen, dass die „Jungen“ sich auf den Weg machen.
- ◇ Den „Alten“ könnten ihr Ordensleben in ihrem Stil zu Ende zu leben und wären befreit von Versuchen, die darauf abzielen, sie und ihr Leben in der Gemeinschaft doch noch zu verändern.



Spätestens auf dem Sterbebett werden die „Alten“ ihrerseits die „Jungen“ endgültig verlassen, ohne dann viel zu fragen, was denn nun aus ihnen wird. Kann das der Wille Gottes sein, diesen Verzicht wirklich erst dann zu leisten, wenn es gar nicht mehr anders geht, und ihn bis dahin zu vermeiden, obwohl es gute Gründe dafür gibt, ihn schon heute auf sich zu nehmen? Der beiderseitige Auszug muss zu einem beiderseitigen, gemeinsamen Prozess werden, in dem „Junge“ und „Alte“ einander erlauben, sich vielleicht sogar ermutigen, sich gegenseitig zu verlassen.

Und schließlich: wie soll das gehen?

Dieses ganze Unternehmen hat zunächst eine organisatorisch/handwerkliche Seite:

◇ Im Vorfeld braucht es einfach Raum für „Junge“, Treffmöglichkeiten, gemeinsame Ferien, Exerzitien, Zusammenarbeit bei gemeinsamen Fragestellungen mit dem Ziel, dass die vereinzelt „Jungen“ miteinander in Berührung kommen und mehr miteinander zu tun haben.

◇ Ein nächster Schritt, sofern noch nicht geschehen, ist eine Sensibilisierung der „Jungen“ und parallel dazu der gesamten Gemeinschaft für die Zukunftsproblematik. In diesem Rahmen holt man insbesondere die „Jungen“ zusammen und regt sie an, sich Gedanken zu machen über Zukunftsszenarien der eigenen Gemeinschaft, der Niederlassungen, in denen sie aktuell leben, stellt ihnen Visionen, die andere haben, oder Wege, die andere gegangen sind, vor und lässt sie teilhaben an den Erfahrungen, die aus diesen Entwürfen zu gewinnen sind.⁵

Zu diesen „Jungen“ sind auch jene an Jahren älteren Ordensleute zu rechnen, die für die ganze Fragestellung aufgeschlossen, selber „jung“ geblieben, hinreichend flexibel sind und das nötige Engagement mitbringen. Falls es zu wenige sind, um

eine lebensfähige Gruppe zu bilden, d.h. drei bis vier mindestens, dann müsste man provinzübergreifend⁶, ja sogar gemeinschaftsübergreifend, wenn die Institute hinreichend ähnlich sind (z.B. zur selben Familie gehören) solche Personen zusammenführen, obgleich das auch zusätzliche Schwierigkeiten schafft.

◇ Eine weitere Phase ist dadurch gekennzeichnet, dass die Ordensleitung eine (oder auch mehrere, wenn man sieht, dass es so unterschiedliche Interessenschwerpunkte, Begabungen und dergleichen bei den „Jungen“ gibt, dass man diese nicht in einer Gruppe unterbringen kann. Auch hier gilt, dass Konkurrenz das Geschäft belebt.) Projektgruppe zusammenstellt und ihr den Auftrag erteilt, eine Vision des eigenen Ordenscharismas für die Zukunft zu entwerfen, entsprechende Ziele zu definieren und Wege der Verwirklichung zu suchen mit der Perspektive, dass dieses Team zum Kern einer „Jungen“-Niederlassung wird. Bei der Zusammensetzung der Projektgruppe muss oberste Maxime sein, dass diese Gruppe die Aussicht bietet, ihren Auftrag erfolgreich auszuführen. Wegen der Brisanz dieser Frage⁷ seien einige Kriterien für die Auswahl der Personen genannt, auch wenn sie sich fast von selbst verstehen:

1. die Eignung der Person für diese Aufgabe aufgrund von persönlichen Eigenschaften, ihres Glaubens und ihrer praktischen und methodischen Kompetenzen;
 2. die Motivation der Person, sich nicht aus subjektiven Interessen allein, sondern aus objektiven Gründen auf diese Herausforderung einzulassen;
 3. die Zeit und Kraft, die die Person angesichts ihrer sonstigen Aufgaben einsetzen kann;
 4. es sollte eine bezüglich der „Chemien“, bezüglich der Treffmöglichkeiten arbeitsfähige Gruppe entstehen, in der Menschen aller Altersstufen in je gleicher Zahl vertreten sind.
- Die Entscheidung über die Zusammensetzung



zung der Gruppe liegt bei der Leitung, die ja den Auftrag vergibt. Dann sind all die Fragen zu regeln, die bei jeder Projektgruppe⁸ anstehen: zu klären sind die Leitlinien und Rahmenbedingungen des Projekts; die Frage der Organisation der Projektgruppe; ihr Zeitrahmen, ihre Kompetenzen, ihr Budget: was entscheidet sie selber; wie wird der Informationsfluss mit dem Auftraggeber geregelt? Wer ist seitens des Auftraggebers für die Gruppe zuständig? Was ist das Kommunikationskonzept nach außen, d.h. in die Gemeinschaft hinein? Diese Frage betrifft ja auch den Einbezug der „Alten“ in den Prozess, über den gesondert nachgedacht und der entsprechend gestaltet werden muss. Auf jeden Fall wird es sich empfehlen, der Gruppe einen guten Prozessbegleiter zur Verfügung zu stellen, der ihr hilft, sich entlang ihrer Aufgabe auch als Gruppe zu entwickeln.

Auch wenn der Weg in eine Zukunft des Ordenslebens im deutschen Sprachgebiet ansetzt bei der Lösung des Generationenkonflikts unter dem Vorzeichen der Überalterung und sich des menschlichen Verlangens nach Gestaltung eines eigenen Lebensraumes von „Jungen“ und „Alten“ bedient, so werden in seinem weiteren Verlauf den „Jungen“ und auch den „Alten“ Fragen begegnen, die das Grundsätzliche des Ordenslebens und christlicher Spiritualität überhaupt betreffen, die Orientierung und Auseinandersetzung, ja auch Umdenken und Umkehren erfordern, zumindest dann, wenn man sich den auf dem Weg liegenden Herausforderungen stellt. Der Auszug der israelitischen Sklaven aus Ägypten war motiviert davon, die Fesseln abzustreifen und sich von Gott ins gelobte Land führen zu lassen. Der Weg dahin erwies sich als ein Weg durch Wüste. Im Hineingehen in die Wüste wuchs das Vertrauen auf Gott als Retter und Fels, bildete sich Gemeinschaft, entstanden Strukturen (Bund, Gesetz). Damals wie heute sind Prozesse menschlichen Wachsens und Reifens „ungetrennt und unvermischt“ verbunden mit Prozessen geist-

licher Vertiefung. Solche Vertiefung und Umkehr hat vor allem zu geschehen in den drei Bereichen Gemeinschaft, Arbeit und Armut:

◇ *Gemeinschaft* wird in allen mir bekannten Zukunftsentwürfen des Ordenslebens als eine wesentliche Dimension neben Armut, Keuschheit Gehorsam und Sendung gesehen.⁹ Viele „junge“ Ordensleute – wie auch viele Menschen „draußen“ – sehnen sich nach intensiverer Gemeinschaft. Zugleich gehören sie zu jener Generation, die, als Kinder der 60er Jahre und später, meistens einzeln, ohne Geschwister, aufgewachsen ist, in Schule und Freizeit mehr Leistungsanforderung und Konkurrenz denn Klassengemeinschaft und Jugendgruppe erlebt hat, in eine Zeit zunehmender Kommunikationsbedürfnisse und -ansprüche hineinsozialisiert wurde, und die dann mit ihrer Lebensentscheidung für eine Ordensgemeinschaft sich gegen die Form verbindlicher und naher Gemeinschaft, nämlich Ehe und Familie, entschieden hat. Kurz: die „Jungen“ bringen wenig Gemeinschaftserfahrung mit, haben sich auch gegen ein nahes Miteinander entschieden und rufen doch nach intensiverer Gemeinschaft. Diese Gegebenheiten rücken die Bedeutung des Gemeinschaftswunsches in ein helles Licht. Er passt insofern gut, als wir Menschen, die wir von Gott gerufen sind, hineinzu-reifen in die Vollgestalt Christi, uns dazu gerade mit den defizitären, schweren, schmerzlichen Bereichen in unserem Leben auseinandersetzen müssen: das Verlangen nach intensiverer Gemeinschaft und die Ent-täuschung über unsere eigenen Grenzen, was Nähe anbelangt, halten uns auf diesem Reifungsweg, wenn man selber standhält. An unseren Grenzen kommen wir in Kontakt zu Gott und zu den Menschen. Ist insbesondere die Liebe zu Gott, dem Nächsten und sich selbst das wichtigste Gebot für Christen, und besteht Liebe, wie Ignatius von Loyola sagt¹⁰, im Mit – teilen, also in der Kommunika-



tion, in der Beziehung, dann ist menschliches Wachsen und Reifen darin, beziehungs- und gemeinschaftsfähiger zu werden, eine Kernaufgabe christlicher Existenz. Dies gilt auch in unseren Tagen und auch für die „Jungen“ mit ihrer persönlichen Lebensgeschichte, ihren Erwartungen an und ihren Erfahrungen mit Gemeinschaft. Bei dieser Sicht der Dinge wird klar, dass die „Jungen“ zu ermutigen sind, mehr Gemeinschaft zu wagen. Bei diesem Unterfangen hat man sie zu begleiten, da Wachsen und Reifen immer krisenhaft sind: die eigenen Wünsche und Vorstellungen von Gemeinschaft müssen ent – täuscht werden, man muss umlernen auf diesem Weg, man braucht Geduld miteinander und mit sich selbst und darf die Ansprüche nicht zu hoch schrauben – ohne indes die Herausforderung gemeinschaftlichen Lebens aus den Augen zu verlieren.

- ◇ Was unseren *Dienst* anbetrifft, scheinen wir Ordensleute, nach meiner Wahrnehmung, vielfach in eine Engführung hineingeraten zu sein. Die Frage nach dem Willen Gottes „heute für mich“, wenn sie überhaupt gestellt wird, wird doch im allgemeinen ziemlich schnell dahingehend beantwortet, dass ich die mir übertragenen Aufgaben pflichtbewusst, effizient und zur Zufriedenheit des/der Vorgesetzten ausführe, mir dabei nichts zuviel ist und ich nie fehle. Ein guter Ordenschrist zu sein heißt also, möglichst reibungslos, besser perfekt, an seiner Stelle zu funktionieren. Natürlich muss er das auch, sonst kann man kein Werk aufrechterhalten. Das aber bedeutet, dass das Bestreben, ein guter, möglichst hoch mit den Unternehmungen der Ordensgemeinschaft identifizierter Mitarbeiter zu sein, zum nahezu alleinigen Inhalt des Ordenslebens geworden ist. Demgegenüber sind der Glaube als eine – früher – selbstverständliche Vorbedingung und das Leben nach den Gelübden in den Hinter-

grund gerückt, zu eben dazugehörenden Feldern degradiert worden, auf denen „alles klar!“ ist. Wo aber „alles klar“ ist oder sein muss, ist nichts zu reden, ist keine Mühe einzusetzen, ist nichts zu gestalten. Solche Bereiche spielen dann im Leben einfach keine Rolle mehr. Bleibt aber nur das funktionale Selbstverständnis von Ordensleuten übrig, ja, was soll dann daran attraktiv sein, was alternativ zu den Arbeitsplätzen „in der Welt“ draußen? Der Ordenschrist als „Funktionär“ aber ist heute obsolet. Kann man sich noch eine Funktion, einen Beruf vorstellen, für dessen Ausübung man heute in eine Ordensgemeinschaft eintreten müsste? Ich glaube nicht. Heute muss keiner mehr, gleich ob er in der Pflege, Erziehung, Sozialarbeit oder Wissenschaft, ja sogar in der Seelsorge oder Verkündigung tätig sein will, Ordensmann oder Ordensfrau werden. Verkündigen kann heute jeder alles, in fast allen Medien, Christliches und anderes. Auch dazu muss man nicht ein Ordensleben führen. Was ist aus dieser funktionalen Engführung herausgekommen? Haben wir damit das Bessere und *eine* Notwendige gewählt (siehe Lk 10,42) oder mühen wir uns um einen Lohn, der uns nicht satt macht? (siehe Jes 55, 2).

Hier liegt m.E. eine wesentliche Herausforderung zur Umkehr. Es sollte Ordensleuten nicht mehr länger vorrangig um ihre Berufstätigkeit gehen, sondern um ihre Lebensweihe an Gott. Das Kirchenrecht beschreibt Ordensleben als Lebensweihe an Gott. Die Berufstätigkeit, mit der man seinen Lebensunterhalt verdient, ist natürlich ein Teil dessen, was in dieser Lebensweihe an Gott zu gestalten ist. Aber die Grundfragen sind doch eher: wie können wir in der Unmittelbarkeit zu Gott da-sein? Wie können wir seinen Willen hier und jetzt erkennen und ihn tun? – das zentrale Anliegen beispielsweise eines Ignatius von Loyola, der so oder ähnlich fast alle seiner Briefe schloss. Wie können wir



beziehungsfähige und liebende Menschen werden mit Ehrfurcht vor der Schöpfung? Was für Haltungen können wir lernen und welche Strukturen können wir entwickeln, wenn wir diese grundlegenden Dimensionen von Ordensleben wieder als erstes wollen? Worauf haben wir dann zu verzichten? Eine solche Unmittelbarkeit bekennen wir Christen als Herzstück unseres Glaubens („Kinder (!) Gottes sind wir“ Joh 3,1). Nach ihr verlangen und suchen wir gemeinsam und, wenn möglich, in Gemeinschaft mit vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche.

Schließlich ist zu sehen, dass es einen Dienst vor jedem Apostolat oder sozial-karitativem Einsatz gibt: Ordensleute bleiben Kinder ihrer Zeit. Damit drängen sich ihnen eigentlich dieselben Fragen und Probleme auf, vor denen die Zeitgenossen „draußen“ in unserer überalterten, pluralistischen, multikulturellen Leistungs- und Spaßgesellschaft stehen: Bedeutung von Arbeit, Leistung; Gestaltung der Freizeit; Konsumverhalten; Rollen von Mann und Frau heute; Bedeutung der Sexualität; gemeinschaftliches, menschliches Zusammenleben; Gestaltung des Altwerdens und Bewältigung des Todes. Die „Jungen“ würden sich – wenn sie ein gemeinschaftliches Leben entwickeln wollen – solchen Fragen zu stellen haben und sie würden eine gemeinschaftliche Antwort darauf zu finden und zu leben haben. Dies wäre ein sehr wesentlicher apostolischer Beitrag: ein Apostolat des Lebens, der Praxis! Man müsste sich wohl geduldig eine Zeit zugestehen, bis dieses Apostolat der Praxis einen angemessenen Ausdruck in der Tätigkeit nach außen finden könnte.

- ◇ Leben in Gottunmittelbarkeit und Leben in *Armut* stehen in einem zirkulären Ermöglichungsverhältnis. Ohne hier versuchen zu wollen, Ordensarmut vollständig zu beschreiben, beinhaltet sie als eine wichtige Dimension, mit „weniger“ zu leben: weniger Ablenkung, weniger volle

Terminkalender, weniger Beschäftigung, weniger Tempo. Eines der Kernelemente jeglicher Spiritualität ist die Steigerung der Bewusstheit („Wachsamkeit“) für das, was der Mensch je jetzt tut und was ihn bewegt, eine Bewusstheit, die Sammlung voraussetzt und nur bei größerer Langsamkeit des Lebens und einem guten Maß an Stille möglich ist. Das Leben in Gottunmittelbarkeit, in der Gegenwart und der Annahme dessen, was ist, die Erfahrung der Früchte des Heiligen Geistes, sowie der Freiheit und Würde der Kinder Gottes ermöglichen ein Leben mit „Weniger“ in Armut. Genauso braucht umgekehrt das Sich-Zerstreuen in Hektik, vielerlei Aktivität, getrieben vom Verlangen nach Erfolg, Macht, Bestätigung, Genuss, also vom Verlangen nach „mehr“, die Kompensation durch gehobenen Konsum, Lebensstil und Ablenkung. Bescheidene Lebensführung erweist sich geradezu als angemessener Ausdruck jener inneren Fülle, als diejenige Gestalt, die Gottunmittelbarkeit im Bereich des Geschöpflichen annimmt. Desgleichen drängt ein Leben in Gottunmittelbarkeit zur Mit – teilung, zum Dienst, aber eben auch zu einer Dienstbarkeit in Armut: in kleinen, persönlichen Gesten, von denen das Evangelium an vielen Stellen spricht: in der Bergpredigt (leihen, mitgehen, klar und verlässlich sein, ...), in der Geschichte vom guten Samaritan, vom Weltgericht (Mt 25: die lieblichen Werke der Barmherzigkeit) usw.¹¹

Umgekehrt ermöglichen ein solches Dienen und ein Leben in Armut auch Gottunmittelbarkeit. Das Leben mit „Weniger“ fordert eine weitgehendere Selbstkonfrontation heraus, das Bei-dem-Bleiben, was je jetzt ist. Es „zwingt“ zum Durcherleben all dessen, was je jetzt ist, bis zu dem Punkt, wo dies, unser Sein, aus Gott hervorkommt. Es führt damit zum Gewahrwerden des Anrufs Gottes im Leben und seiner Einladung an uns zur Zu-



wendung zu ihm.¹² Die inneren Bewegungen aber, vor Gott zugelassen, angenommen und unterschieden, um sie loszulassen oder aufzugreifen, wird die Menschen, die dies leben, in eine neue Unmittelbarkeit mit Gott und miteinander wachsen lassen.

Dieses Leben mit „weniger“ wird für viele der „Jungen“ auch eine praktische Erfordernis sein, wenn man nicht vom manchmal doch auch üppigen Erbe der „Alten“ leben will. Die heute zerstreut lebenden, berufstätigen „Jungen“, finden vielleicht gar nicht alle einen Arbeitsplatz, wenn sie an einem Ort zusammenziehen. Vielleicht ist das ja auch gar nicht wünschenswert. Wer „weniger“ Erwerbsarbeit nachgeht, um frei zu sein für die Erfordernisse, unmittelbar für Gott da zu sein und in kleinen Gesten zu dienen, verdient weniger Geld und kann sich weniger leisten. Man wird dann auch seinen Haushalt selber führen müssen, was Zeit braucht, wenn man es in Gottverbundenheit und Bewusstheit tun will. Wer weniger Ablenkung will, kocht weniger aufwändig, schaut weniger fern oder hat gar keinen Fernsehapparat mehr. Vielleicht kann man sich eigene Zimmer für jedes Mitglied der Gemeinschaft gar nicht mehr leisten¹³, vielleicht will man es auch nicht, da man Gemeinschaft leben möchte, aber hat als Gemeinschaft einen Raum der Stille, in den man sich zurückziehen kann und weiß, dass man in Ruhe gelassen wird. Ich habe in meinem Leben bei verschiedenen Gelegenheiten die Erfahrung gemacht, dass ein materiell (sehr) bescheidenes Leben nicht leicht, aber lebensvoller und gott-unmittelbarer und in diesem Sinn erfüllender ist.

Die zu entwickelnde Vision der „Jungen“ kann und muss am Status quo ansetzen, darf aber dabei nicht stehen bleiben. Eine Entwicklungsrichtung ist die „Modernisierung“ des eigenen und gemeinschaftlichen Lebens im Dialog mit den Fragen der Zeit. Es wäre

allerdings möglich, dass sich die Antworten ganz im Horizont des bisherigen Lebens in der Normalniederlassung und unseres gewohnten Denkens bewegen. Ich glaube deshalb, dass die auszugswilligen „Jungen“ im Zuge ihres Planungsprozesses eine Art Kontrasterfahrung brauchen, wie sie ähnlich auch in den Überlegungen zum „Refounding“ als notwendig angesehen wird. Diese könnte beispielsweise in der Form einer speziell konzipierten Intensivzeit in einem Dritte-Welt-Land stattfinden, um zu leben, wie die Menschen dort leben – was wir uns kaum vorstellen können. Eine solche Erfahrung böte die Möglichkeit, diese Unmittelbarkeit zu Gott und das Experimentieren mit seinem Willen einzuüben, um zu erleben, wie ein Leben mit „Weniger“ dafür hilfreich und befreiend ist¹⁴. Andernfalls ist zu befürchten, dass die Vision der „Jungen“ kraftlos bleibt, weil die eigenen Anhänglichkeiten an Sicherheit, an Versorgung, an Wohlstand, an das Kochen des individuellen Süppchens usw., die Angst vor Entbehrung und Schmerzen, die Bereitschaft zu Verzicht und Loslassen schon unterlaufen haben.

P. Bertram Dickerhof SJ ist Leiter des Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS).

¹ Kann man denn wirklich große Zahlen bei einer so anspruchsvollen Lebensform und im Kontext unserer Gesellschaft erwarten?

² Ich verwende „Junge“ und „Alte“ nicht ausschließlich für die unter und über 55jährigen, obwohl man sich scheuen wird, einen über 55jährigen als (altersmäßig) jungen Menschen zu bezeichnen. Mir liegt nichts an einer scharfen Definition. „Jung“ und „alt“ verstehe ich eher bezogen darauf, wer sich der Aufgabe der Zukunftsgestaltung stellt.

³ Natürlich gibt es Ausnahmen: Alten- und Pflegeheime, Noviziate (wenn es sie gibt), vielleicht auch die ein oder andere Kommunität von „Jungen“.



- ⁴ Immer wieder hört man die Erfahrung, dass freies Personal die alten Mitschwestern liebevoller pflege als die eigenen Mitschwestern dies tun können.
- ⁵ Dazu hat das Institut der Orden vom 14.- 18. Juli 2003 in Neustadt/Weinstr. einen Workshop angeboten unter dem Titel „In welche Zukunft ruft Gott „junge“ Ordenschristen?“
- ⁶ Bei „provinzübergreifend“ ist zunächst an deutsche Provinzen gedacht, allenfalls an europäische. Nicht gedacht ist, junge Ordensleute aus anderen Erdteilen zu „importieren“ und damit Konvente aufzufüllen. Dann schon lieber umgekehrt: dass die einzelnen deutschen „Jungen“ im Ausland mitleben und -arbeiten.
- ⁷ Man schafft mit der Auswahl nämlich zwei Klassen und muss sich überlegen, wie die Projektgruppe mit den nicht gewählten „Jungen“ kommunizieren.
- ⁸ Siehe z.B. Klaus Doppler/Christoph Lauterburg, Change Management. Den Unternehmenswandel gestalten, Frankfurt/New York 1997, 6. Auflage und eine Fülle von Literatur zum Thema „Projektmethodik“.
- ⁹ So z.B. auch Sandra M. Schneiders, Finding the treasure, New York 2000, S. 61
- ¹⁰ Geistliche Übungen Nr. 231
- ¹¹ Der Schweizer Politiker und Pfarrer Klaus Schädelin schreibt in seinem Abschiedsbrief an seine Verwandten und besten Bekannten vom 28. 10. 1987, wenige Monate vor seinem Tod: „... Besonders wertvoll ist mir geworden, erfahren zu haben, wie absolut wichtig die so genannten Würden sind. Was zählen schon Erfolge oder sogenannte Misserfolge, wo man an die Lebensschwelle gerät. Müsste ich noch ein Büchlein schreiben, so wäre es eine Warnung vor dem Streben nach Dingen, die Ehre und saftige Nachrufe einbringen. Das alles ist Chutzenmist. Viel wichtiger wäre es, hie und da ein Kindlein erfreut, einem Besorgten zum Lachen verholten oder einen Beladenen entlastet zu haben – und was solch heiliger Dinge mehr sind. Und genau an diesen wichtigsten Lebensinhalten erkenne ich mich als armer Schlucker...“
- ¹² Alfred Delp hat im Gefängnis es wohl genauso erlebt. Im Kassiber vom 17. November 1944 schreibt er: „Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen. Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott hervorströmen. Das gilt...für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort. Die Kunst und der Auftrag ist nur die-

ser, aus diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen, bzw. werden zu lassen. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben.“ A. Delp, Kassiber, hrsg. von Roman Bleistein, Frankfurt/Main, 1987, S. 14

- ¹³ An der Stelle sei angemerkt, dass ein Platzbedarf, wie er für Ordensleute „normal“ ist, „draußen“ Luxus entspricht: 4 Ordensleute mit Einzelzimmer, Kapelle, Wohn-/Essraum, 2 Gästezimmer brauchen eine 8 Zimmer-Wohnung.
- ¹⁴ Da nicht jede und jeder in die 3. Welt reisen kann, wird IMS zu diesem Zweck ab Sommer 2004 einen „christlichen Ashram“ anbieten, der Einübungsmöglichkeiten und Erfahrungen damit ermöglicht.